

Gemeinsam handeln

VON JANET LACEY

Die Überschrift dieses Artikels ist dem letzten Abschnitt eines Buches von Bischof G. K. A. Bell entnommen. Das 1952 veröffentlichte Buch enthält eine Reihe von Vorlesungen, die 1946 an der Universität Uppsala gehalten wurden. Es befaßt sich mit der christlichen Einheit und der Haltung der anglikanischen Kirche dazu und ist darum etwas einseitig auf eine Kirche ausgerichtet. Dennoch gelten Bischof Bells prophetische Worte über die zukünftigen Aussichten für alle Kirchen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Er schrieb u. a.: „Man wird wählen müssen zwischen Christus und dem Antichristen. Es kann sein, daß jene, die auf der Seite Christi stehen, sich schneller, als wir es heute annehmen, auch sichtbar zusammenfinden müssen, trotz denominationeller Unterschiede. Gemeinsames Handeln und gemeinsames Wollen um Christi willen werden wenigstens den Anfang zur Erfüllung seines Gebetes ‚daß sie alle eins seien‘ darstellen.“ Diese Worte wurden unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg niedergeschrieben. Europa begann wieder zu leben, begann sich zu erholen von zerstörten Städten, jenen schrecklichen Zeugen der Qualen, von den Verlusten geliebter Menschen, von tiefem Haß, von fast völliger Verwirrung. Es war dankbar, daß die Bombardierung und das Schießen ein Ende hatten. Man kann unmöglich behaupten, der Friede wäre eingezogen, weil der Krieg immer noch in der ganzen Welt weitergeht.

In den letzten zwanzig Jahren ist die ökumenische Bewegung einen guten Schritt vorangekommen. Ich will meine Anmerkungen hier auf ökumenische „Wegzeichen“ beschränken, weil sich andere Beiträge in dieser Nummer stärker im einzelnen mit Glauben und Kirchenverfassung, Mission, Studienarbeit und sozialer Verantwortung in Kirche und Gesellschaft befassen werden. Und zweifellos werden auch Unionsverhandlungen zwischen verschiedenen Kirchen sowie das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche und andere Arbeitsbereiche in anderen Artikeln abgehandelt werden. Eindrucksvoll ist die bemerkenswerte Aktivität vieler Räte von Kirchen wie die des Ökumenischen Rates der Kirchen selbst. In weiten Teilen der Welt kennt man als ökumenisches Handeln vielleicht am besten jene immense Arbeit zugunsten der Flüchtlinge, der Opfer von Naturkatastrophen und die weltweiten Entwicklungsprogramme der Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe und der analogen römisch-katholischen Organisationen. Der Ökumenische Rat der Kirchen wird jetzt von der Welt anerkannt als eine

mächtige Einrichtung mit eigenem Establishment, mit eigener Hierarchie und Programmen, mit denen versucht wird, der sich schnell wandelnden Welt voraus zu sein.

Das viktorianische Zeitalter, das international war, ist sicherlich die erregendste Zeit der neueren Geschichte gewesen trotz der folgenden Weltkriege, der beinahe unmenschlichen industriellen Entwicklung, der Klassenunterschiede, der Diskriminierung großer Teile der Menschheit überall und der modernen Kolonialreiche. Jenes Zeitalter war paradoxerweise auch eine Zeit, in der der Kirchenbesuch einen kolossalen Aufschwung nahm und in der die äußere Mission Höhepunkte erlebte. Gelehrte hatten Erfolge zu verzeichnen, wissenschaftliche Entdeckung wurde zur Realität, soziales Bewußtsein wurde von hervorragenden Männern und Frauen zur Sprache gebracht, und internationale Zusammenarbeit in kultureller und industrieller Entwicklung wurde zur anerkannten Notwendigkeit. Das Wort „ökumenisch“ gehörte nicht zum allgemeinen Jargon lokaler oder nationaler Kirchenmitgliedschaft. Aber in Europa, Amerika und auf den christlichen Missionsfeldern lebten Theologen, Wissenschaftler und kleinere Propheten als Pioniere der Einheit.

Das Tempo, in dem sich die meisten der erwähnten Aktivitäten einschließlich der ökumenischen Bewegung seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges entwickelt haben, muß als glorreich und schöpferisch anerkannt werden. Doch gibt es eine Anomalie: Während die ökumenische Bewegung auf dramatische Weise in den meisten Kirchen und Ländern einschließlich der früher sogenannten „Missionsgebiete“ gegenwärtig „Schlagzeilen“ macht, sinkt der Kirchenbesuch langsam, aber sicher. Neue „Gruppierungen“, die evangelistischen „Kreuzzüge“ Billy Grahams und andere sind entstanden, aber es ist nicht zu weit hergeholt, wenn man eine Beziehung erkennt zwischen jenen Leuten, die neuen und ihrer Sache ergebenen christlichen Führern nachfolgen und den „Hippies“ und „Blumenkindern“, langhaarigen Jugendlichen, die die ganze Zeit über Liebe sprechen und sich nach Erfüllung sehnen. Keine der beiden Gruppen scheint eine angemessene Antwort auf ihre Nöte in den traditionellen Kirchen zu finden. Das ist im Grunde, was die Revolutionäre meinen, wenn sie radikale Änderungen in den Strukturen von Kirche und Gesellschaft fordern. Es gibt analoge Entwicklungen hierzu in vielen anderen Teilen der Welt, wo andere Weltreligionen betroffen sind und wo die Zahl der mohammedanischen, hinduistischen und buddhistischen Agnostiker ständig zunimmt. Auch sie sind pluralistische Gesellschaften. Nach wie vor besteht die Notwendigkeit, der wahren Liebe Christi weltweiten Ausdruck zu verschaffen. Aber diese Liebe in die Welt zu tragen, ist schwerer als je zuvor. Wir, die wir von der Tradition her Christen sind, bedienen uns zwar einer moderneren Sprache, aber wir wenden uns immer noch an die Phantasiewelt der industriellen Revolution, in der die Kirchen eine Blütezeit erlebten. Wir

wenden uns aber nicht an die revolutionäre Welt von 1969. Wenn wir über die Wirklichkeit der pluralistischen Gesellschaft sprechen, sollten wir stets den komplizierten und unausgesprochenen inneren Pluralismus des Menschen von heute bedenken. Dies ist die so einfache Not des Menschen, der immer hochentwickelter und differenzierter wird. Diese Not wird in dem Maße gesteigert, wie die Gesellschaft gewalttätiger wird. Man meint gewöhnlich, Diskriminierung beziehe sich in erster Linie auf Rassen, Klassen, Frauen und „den Außenseiter“. Tatsächlich aber ist Ablehnung — ein anderes Wort für Diskriminierung — eine moderne Art von Krebs, die in so vielen von uns verborgen ist, ganz gleich, ob wir innerhalb oder außerhalb der Kirche stehen. Wir sind alle Opfer der Ablehnung in größerem oder geringerem Maße, die ordinierten Kleriker, die Laien, die Jungen und die Alten.

Einige Glieder der Kirche legen sowohl auf lokaler wie auf nationaler Ebene einen extremen Konservatismus an den Tag, wenn sie mit der Notwendigkeit zu Strukturveränderungen oder mit Entscheidungen über Unionsverhandlungen konfrontiert sind. Manchmal meine ich, der Grund hierfür liege darin, daß sie von einer unbewußten Furcht ergriffen sind, solche Abweichungen vom „Normalen“ könnten es für sie notwendig machen, vor sich selbst und vor anderen aufrichtig zu sein und damit ihre Zweifel und ihren Unglauben offenbar werden zu lassen. Die meisten von uns sind nicht dazu ausgestattet, „Außenseiter“ zu sein, weil das als nicht schicklich angesehen wird. Damit stellt sich eine Frage an die Kirchen, an den Ökumenischen Rat der Kirchen und an den Vatikan. Eine neue Einstellung und ein tieferes Verständnis sind vonnöten, und beide sollten ökumenisch durchdacht werden.

Der Feststellung, Jesus lebe und liebe alle Menschen, die so einfach klingt, hört keiner mehr zu außer jenen Leuten, für die diese Aussage ohnehin eine unerschütterliche Realität ist. Die meisten Leute sind todkrank von den feierlichen Ansprachen liberaler Christen und Politiker über ihr Versagen im Blick auf die Rassendiskriminierung, im Blick auf politischen Wandel und christliche Verantwortung. Sie mögen kleine und offenbar törichte Leute sein, aber sie werden bedingt von ihren eigenen Befürchtungen, und auch sie sind Kinder Gottes. Wir müssen darum andere Wege finden, um dem Menschen entdecken zu helfen, wo seine Verantwortung für andere liegt.

Diese schreckliche und herrliche Welt befindet sich ebenfalls in einem dauernden Prozeß dialektischen Handelns. Das Gleichgewicht weltpolitischer Macht hat sich drastisch verändert. Dies hat Auswirkungen gehabt sowohl auf die Kirchen als auch auf das Leben von Millionen von Männern und Frauen. Die Wunder atomarer Macht haben die Zivilisation verbessert, haben sie aber auch in tiefste Angst vor einer Weltvernichtung gestürzt. Als ein Ergebnis des explosiven Druckes kommt es häufig vor, daß jemand, der die Ansichten eines anderen oder

seinen Lebensstil nicht mag, ihn in seiner heftigen Frustration umbringt, weil dies ein schnellerer Weg zu sein scheint, um seinen eigenen Weg gehen zu können.

Trotz medizinischen Fortschritts im Westen sterben immer mehr Männer und Frauen zu früh, weil sie eingesperrt sind in die dauernde Tretmühle, in der sie nach Verbesserung ihres Lebensstandards streben, was in Wirklichkeit der instinktive Kampf ums Überleben ist. Zur gleichen Zeit herrschen in den sich entwickelnden Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas weithin Hunger und Elend. In fast jedem Land der Welt trifft man auf einen mehr oder minder großen Mangel an sozialer Gerechtigkeit. Die wahre Frage bleibt für die Christen immer die gleiche: Handeln wir wirklich gemeinsam und „fühlen wir uns genötigt“, auch auf Kosten unseres Stolzes, unseres Status und unserer Tradition „sichtbar zusammenzustehen“ zum Wohl einer enttäuschten Menschheit? Ich bezweifle, ob junge Menschen oder überhaupt jeder von uns einschließlic, wie ich vermute, einiger Theologen noch einen Satz oder eine Frage formulieren würden unter Verwendung der Worte „Christus“ und „Antichrist“. Die meisten Zuhörer wüßten nicht, was gemeint ist, auch ist es heute nicht leicht, solch eine klare Definition der Wahrheit zu akzeptieren.

Ökumene als Tatsache und als Problem

Dies ist die Kapitelüberschrift eines Buches, das Professor L. A. Zander 1950 geschrieben hat. Sowohl die Tatsache als auch das Problem entwickelten sich auf höchst dramatische Weise zu Lebzeiten Hanns Liljes, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten. In dieser Zeit haben die deutschen Kirchen zweifellos großen Einfluß auf die Gestaltung der ökumenischen Bewegung ausgeübt, obwohl der beinahe überwältigende Druck christlicher Institutionen aus der angelsächsischen Welt und die wachsende Teilnahme der orthodoxen Kirchen diesen bedeutenden und notwendigen Beitrag häufig überschattet haben. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Kirchen auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien während des Krieges und unmittelbar nach dem Waffenstillstand waren beeindruckend. Doch es wäre töricht, wollte man die Tatsache übersehen, daß es während einiger Jahre eine natürliche Empfindsamkeit unter verschiedenen Nationen gab, die sich darum bemühten, daß sich ihre Länder von den Verwüstungen des Krieges erholten und die sich den beängstigenden Veränderungen gegenübersehen, die hinter jeder Ecke auf sie warteten. Das stand dem aufrichtigen Verstehen zwischen früheren Gegnern im Wege. Jetzt aber gehört dies der Vergangenheit an, und die jungen Leute einschließlic der Studenten werden ungeduldig, wenn man bis in die dreißiger Jahre zurückgeht, denn sie leben jetzt, und es ist ihre Aufgabe, die Strukturen der Gesellschaft so zu verwandeln, daß sie dem Leben heute angepaßt sind. Wir alle sind bedingt durch unsere geschichtliche und theologische Vergangenheit. Doch weil sich die Gesellschaft in

Europa, den USA, in Asien, Afrika, Lateinamerika und sonstwo schnell wandelt, meinen die jungen Menschen, sie brauchten ihre Kraft nur für den gegenwärtigen Augenblick. Die Vergangenheit ist vergangen. Selbst vergangene Geschichte scheint von dem verschieden zu sein, als was sie im Licht der Gegenwart ausgegeben wird. Meiner Meinung nach ist eine Beseitigung der Vergangenheit leichter gesagt als getan, und zwar sowohl politisch als auch theologisch.

Ein persönlicher Blick auf die ökumenische Aktivität aus der Vogelperspektive

43 Jahre habe ich nun aktiv in der ökumenischen Arbeit gestanden. Die Zeit bis zum Ende des letzten Weltkrieges habe ich fast ausschließlich in einer kleinen Stadt im Norden Englands und dann in einem der größten Siedlungsgebiete der Welt verbracht, das zwischen den Kriegen entstanden war, um den „Überschuß“ Londons zu beherbergen. Um sich für ein Haus zu qualifizieren, mußte eine Familie Kinder und im Raum von Groß-London gelebt haben. Eine Viertelmillion Menschen lebten hier, ungelernzte Arbeiter und begabte Handwerker, von denen die meisten täglich nach London pendelten. Die einzige andere Schicht der Gesellschaft setzte sich zusammen aus Lehrern, Ärzten, Sozialarbeitern und Pastoren, von denen einige nicht in der Siedlung lebten. Keiner lebte in jenen 90 Meilen Straße, weil er sie so sehr liebte. Die Bevölkerung war „entwurzelt“ Volk, zur Hauptsache „Cockneys“*, mit ihrer typischen Kultur. Sie waren einsam. Bis 1939 betrug das Durchschnittseinkommen annähernd vier englische Pfunde in der Woche, und die Miete für das Durchschnittshaus betrug 1,5 Pfund. Viele Jahre hindurch hatten wir den größten Bevölkerungsanteil „unter 16“ auf den britischen Inseln. Diese Jugend war eine lebendige, intelligente, politisch interessierte und eine schreckliche Gesellschaft. Weniger als 5 Prozent der Bevölkerung gingen zur Kirche, und so zogen wir jede Art christlicher Denomination und Sekte an, die alle eifrig bestrebt waren, Mitglieder zu gewinnen.

Ich war für ein großes ökumenisches Gemeinschaftszentrum mit 1000 Mitgliedern aller Altersstufen von der Wiege bis zur Bahre verantwortlich, und das Leben war heiter. Wir waren unorthodox in allem, was wir taten. Wir waren Demokraten. Unsere politische Einstellung tendierte nach links, war aber, allgemein ausgedrückt, „respektabel“, und die meisten der Stadträte gehörten unserem Zentrum an. Die Arbeit der Gemeinde und die Lehren Jesu mußten einfach und unorthodox sein, ihr Ort war der Tanzsaal, die Kantine und die Winkel. Wir hatten eine winzige Kapelle. Sie war auf die Nöte der älteren Leute zugeschnitten, diente dazu, daß sie heimisch wurden und daß sie sich mit den Herausforderungen durch die Jugend auseinandersetzen konnten. Und ob wir es gern sahen oder nicht, auch diese Kapelle mußte ökumenisch sein. Wir disku-

* Terminus technicus für die unteren Klassen der Londoner Gesellschaft.

tierten Fragen der kirchlichen Einheit im gesamten Zentrum und konnten viele bekannte ökumenische Vertreter vorstellen. Während des Krieges wurden wir bei Luftangriffen auf London schwer bombardiert, aber die Programme gingen weiter, sie wurden erregter und lauter, als Mitglieder des Zentrums in Luftkämpfen in London oder über Deutschland umkamen. Das Ergebnis war, daß man die „verborgene Organisation“ kaum so beibehalten konnte. Der Prozentsatz von Kirchgängern ist 1969 fast der gleiche wie 1939. Es gab so etwas wie die Situation von 1969 in Miniatur. Alle Mitglieder empfanden die dringende Notwendigkeit christlicher Einheit auf das lebhafteste.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges habe ich mehr mit nationalem und internationalem ökumenischen Denken und Handeln zu tun gehabt. Hierzu gehörte, daß ich gemeinsam mit Präses Wilm zwei Jahre lang eine deutsch-britische Gruppe einberufen habe, die zu den Vorläufern der Konferenz europäischer Kirchen gehörte. Viele Male habe ich die ganze Welt bereist, besonders Asien, Afrika und Lateinamerika, und ich bin heute mehr denn je davon überzeugt, daß sich das „sichtbare Zusammenstehen“ in der christlichen Gemeinde am Ort vollziehen muß, wenn es auf nationaler und internationaler Ebene wirksam sein soll. Wenn wir glauben, daß Gott überall ist, ganz gleich, ob wir dort sind oder nicht, ganz gleich, ob wir oder sie zur Kirche gehören oder nicht, dann ist das der Ort, wo das Verstehen des Evangeliums und ökumenisches Tun wachsen müssen. Es gilt heute mehr denn je, daß Kirchen dann, wenn sie von den Regeln ihres Establishment oder von einer konservativen Einstellung zur Evangelisation beherrscht werden, die Türe zustoßen, nicht nur für die Nichtglaubenden, sondern auch für viele Menschen in Not, welche die Lehren des Menschen Jesus gutheißen, aber von der Kirche, wie sie sie sehen, nichts wissen wollen. Sie finden die gegenwärtigen Gottesdienste äußerst langweilig. Leider gibt es Anzeichen für ähnliche Vorgänge in den sich entwickelnden Ländern im Blick auf die Kirchen und den Generationsunterschied, im Blick auf den Aufstand der Jugend gegen die institutionelle Religion und im Blick auf den Mangel an ökumenischer Courage. Wir können von ihrer Auseinandersetzung mit den Problemen des Hungers, des Aufbaues einer Nation, der Bürgerkriege und der mangelnden Schulbildung viel lernen. Ihre industrielle Entwicklung geht rasch voran, und während ihnen die Erfahrung fehlt, die Europäer und Amerikaner im 19. Jahrhundert gesammelt haben, haben sie den Vorteil der technischen Entwicklung, die der Westen erst schaffen mußte. Daher wird der Prozeß hier viel schneller vonstatten gehen. Aber die Kirchen sind in der sogenannten „Dritten Welt“ gewöhnlich in der Minderheit. Sie sind arm und auf überseeische Hilfe angewiesen. Ihre Anziehungskraft auf gut ausgebildete Männer und Frauen für ihre Arbeit läßt nach, weil die Gehälter zu niedrig sind und der Wirkungskreis zu begrenzt ist. Das wird vorübergehen. Aber im allgemeinen sind sie zu Recht

mit uns im Westen unzufrieden, weil die ökumenische Entwicklung bei uns so langsam vorankommt und weil wir nur zögernd das revolutionäre Zeitalter anerkennen, in dem wir leben. Wahrscheinlich werden kommende ökumenische Führungskräfte für internationale ökumenische Organisationen in jener Dritten Welt gefunden werden, obwohl es heute und wahrscheinlich auch noch in der Zukunft mehr weiße als schwarze Christen gibt.

1946 und Bischof Lilje

Im Januar 1946 bin ich nach Deutschland gegangen und habe da fast zwei Jahre lang für den CVJM gearbeitet. Ich war verantwortlich für die Durchführung der erzieherischen Programme des britischen CVJM bei den britischen Truppen in Nordwest-Europa. Dazu gehörte auch, sobald es möglich war, das Bemühen darum, junge deutsche Männer, die früher meist zur SS und zur Hitlerjugend gehört hatten, mit jungen britischen Soldaten zusammenzubringen. Dasselbe galt auch für die Arbeit unter den Flüchtlingen. Selbst in einer christlichen Organisation ist es nicht leicht, zu den Besatzungstruppen zu gehören. Die Menschen waren in einer entmutigenden psychologischen Situation. Sie fühlten sich gedemütigt. Sie hatten den Krieg verloren. Die Nahrungsmittel waren äußerst knapp, und wir hatten in Europa den schlimmsten Winter seit 40 Jahren. In großen Städten, so auch in Hannover, lebten die meisten Leute in Luftschutzkellern unter zerbombten Gebäuden. Zu Tausenden kamen Flüchtlinge aus dem Osten. Die jungen Deutschen waren innerlich zerbrochen. Sie hatten alles verloren, woran sie geglaubt hatten, sie waren verbittert und nihilistisch. Kurz vor meiner Ankunft kam Bischof Lilje aus dem Gefängnis. Er lebte mit seiner Familie unter primitiven Bedingungen in einem Krankenhaus. Fast von einer Sekunde auf die andere verloren sie all ihre geliehene Habe, als die Ihme über die Ufer trat und das Krankenhaus überflutete. Genau zu jener Zeit besuchte ich mit einer Handvoll britischer Militärgeistlicher die erste Zusammenkunft, die Martin Niemöller für seine britischen Freunde in Deutschland arrangiert hatte. Wir sprachen über den Kirchenkampf, der nun in eine andere Phase eingetreten war. Nichts konnte den außerordentlichen Eindruck mindern, den die Bekennende Kirche in Deutschland während der Hitlerzeit auf die übrige christliche Welt gemacht hatte. Ich kann mich daran erinnern, wie ich dies mit einer Schar junger Leute während eines schweren Bombenangriffs nach einem Schauspiel unter der Bühne diskutierte. Das war in der Tat ökumenisch. Und was immer auch während der Zeit der Rehabilitierung in Deutschland geschah, das blieb ein Beispiel wahren und mutigen gemeinsamen Handelns. Die Desillusionierung der jungen Deutschen war in vieler Weise den revolutionären Ideen der heutigen Studenten in der ganzen Welt ähnlich. Hanns Lilje war großartig. Ich weiß wenig über seine Arbeit in seiner Landeskirche während der letzten Jahre, aber diese Arbeit kann

nicht wirkungsvoller gewesen sein als das, was er in jenen schrecklichen Tagen in Deutschland von 1946/47 erreicht hat. Er veranstaltete für die jungen Deutschen regelmäßig wöchentliche Zusammenkünfte, damit sie „Dampf ablassen“ konnten, damit sie ihre Fragen stellen und ihre Wünsche und politischen Meinungen darlegen konnten. Das war höchst beeindruckend. Hunderte kamen jedesmal, aber abgesehen von ganz besonderen Umständen, waren Außenstehende und ältere Leute nicht zugelassen. Ich wurde einmal zur Teilnahme eingeladen, und ich muß sagen, daß die Art, wie Hanns Lilje an die Fragen heranging, schon bemerkenswert war. Er sprach die Sprache der jungen Leute und ging in angemessener Weise auf sie ein. Er muß auch heute noch den gleichen Trick beherrschen, obwohl er verschiedene bedeutsame und hohe Ämter innehat. Er hörte den Beatles zu und begriff, wie ihr Auftauchen so vielen verstörten jungen Leuten in aller Welt dazu half, sich selbst auszudrücken und vom Hunger nach Liebe und Verständnis zu singen und zu sprechen. Er half denen von uns, die damals in Deutschland zu tun hatten, mit schwierigen ökumenischen Fragen und Problemen der Jugend und besonders bei Problemen der Kommunikation mit unseren unfreiwilligen Gastgebern. Er wurde selbstverständlich kritisiert wie jeder, der etwas Mutiges unternimmt, aber auch damit wurde er gut fertig.

Er hat viel für mich getan, indem er zu den verschiedenen Kursen kam, die ich für die Soldaten durchführte, indem er sich mit ihnen traf und mit ihnen sprach, indem er über ökumenische Themen und zu Problemen Deutschlands Referate hielt und Bibelarbeiten machte. Sie liebten ihn. Ihm half sein tiefes Verständnis britischer Mentalität und sein ausgezeichnetes Englisch. Auf stille und begrenzte Weise leistete er in jenen frühen Nachkriegsjahren beinahe unmerklich einen internationalen ökumenischen Beitrag für gewöhnliche Leute. Und dieser Beitrag ist so bedeutsam wie das, was er seitdem in seiner Arbeit für den Lutherischen Weltbund und den Ökumenischen Rat der Kirchen getan hat. Nach meinem Dienstantritt in der Jugendabteilung des Britischen Rates der Kirchen besuchte ich Deutschland im Auftrage des britischen Auswärtigen Amtes zu verschiedenen Gelegenheiten. Ich sprach mit Jugendgruppen in der gesamten damaligen „Britischen Zone“. Wieder einmal half mir Bischof Lilje, die richtigen Worte zu finden, um jungen Christen Deutschlands, die sich fast ausschließlich mit dem Studium der Bibel befaßten, zur Kommunikation mit jungen Leuten Großbritanniens zu befähigen, die sich mit allem anderen, nur nicht mit dem Studium der Bibel befaßten. Ich schließe mich anderen an in der Dankbarkeit dafür, daß ich mit Bischof Lilje zusammenarbeiten und mich seiner Freundschaft erfreuen konnte.

Seit jener Zeit haben vier Vollversammlungen des Ökumenischen Rates stattgefunden. Die römisch-katholische Kirche ist ganz und gar in Gespräche mit den anderen Kirchen eingetreten. Der ÖRK hat neue Voraussetzungen, einen großen

Stab, und die ökumenischen Gespräche umspannen die Welt. Der Auftrag der Kirche ist auch in der Praxis wesentlich stärker auf die Einheit ausgerichtet worden. Auf Grund der erstaunlichen Entwicklung der ökumenischen Bewegung müssen wir uns nun mit der Tatsache auseinandersetzen, daß das „Mittelalter“ nach der Führung in ökumenischen Einrichtungen einschließlich des ÖRK und der Nationalen Kirchenräte greift. Es gibt Anzeichen dafür, daß diese Institutionen auf ihre Weise zu „gesetzt“ werden. Wenn der ÖRK analoge Probleme der Vereinten Nationen und deren Enttäuschungen vermeiden will, müssen wir darauf hinarbeiten, daß neue Möglichkeiten zusammenzustehen nicht aus Mangel an Geld ungenutzt vorübergehen oder daß Ideen unter zuviel Worten begraben oder durch persönliche Vorurteile zerstört werden. Wir müssen alles in unseren Kräften Stehende tun, damit die Kommunikationsverbindungen zur lokalen Gemeinde in jedem Land der Welt immer offen bleiben.

Auf Grund seiner Anlage muß sich der Ökumenische Rat der Kirchen mit den gleichen Begrenzungen auseinandersetzen wie die Vereinten Nationen. Die eine ist geographisch und besteht in der Größe seiner Parochie, und die zweite ist, daß er für den Mann und die Frau in der Kirchenbank erst an dritter oder vierter Stelle rangiert. Je größer der Ökumenische Rat und die Nationalen Räte werden, desto schwerer ist es, Kontakt zu bekommen mit dem Durchschnittschrsten und dem Mann auf der Straße. Aber oft hat der „kleine Mann“, der dumm und uninteressiert zu sein scheint, die Macht in kirchlichen und politischen Organisationen. Er hat auch eine verborgene potentielle Größe. Ich habe uns daran zu erinnern versucht, warum er bleiben muß, wie er ist, weil er Angst hat, sich der Kälte auszusetzen. Er profitiert vom atomaren Zeitalter und ist sein Opfer, und letztlich wird die Verantwortung über Leben und Tod von Bewegungen, die den Weg zur Einheit weisen, in seinen Händen liegen. Der Ökumenische Rat könnte beim Finden neuer Ideen helfen, die verhindern sollen, daß die Kommunikation blockiert wird, sobald sie die Ebene der Ortskirche erreicht. Dies ist schwierig, aber nicht unmöglich.